



Illustrierte Kinder = Zeitung

des
Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 7.

20. Jahrgang.

1918.

(Alle Rechte für sämtliche Artikel und Illustrationen vorbehalten.)

Der Feigling.

Von Hans Hagen.

Wenn zwei sich balgten, lief er davon. War's ein Wunder, wenn man ihn feige schalt? Nein. Nun und er selbst glaubte ihnen ja alles. Glaubte den Kameraden, daß er ein feiger Junge war, der aus Furcht davon lief, glaubte ihnen, daß er ein schmieriger Kerl war, der ihnen Abscheu einflößte mit seinem Schmutz. Und wusch sich doch jeden Tag so heftig mit Bürste und Lappen, mit Seife und Wasser, daß es eine Art hatte und seine Bäckchen einen Augenblick ihre graue Farbe gegen ein lustiges Karminrot vertauschten. Aber es war gleich wieder verflogen, noch ehe er aus dem kleinen muffigen Trödlerladen herauskam. Und in der Schule war er doch wieder der Zielpunkt aller Spottreden: „Bürste dir doch bloß einmal deine Jacke ab, Kleiner! Putz dir doch die Stiefel, ehe du in die Schule kommst! Wasch dir doch das Gesicht, Schmierlapp, siehst ja ganz grau aus! Aber du wäschst dich wohl nur einmal im Jahr?“

Er war still auf alle Quälereien. Sie verstanden's ja nicht besser, wußten ja nicht, daß seine Jacke niemals anders werden konnte, denn ihre Farbe hatte schon ein anderer vor ihm abgetragen. Und die Stiefel blieben rot, trotz aller Wische, die er oft fingerdick auftrug, und sein Gesicht wurde auch wieder grau kurz nach der Morgenwäsche.

Seine Mutter war eine arme Trödlerfrau, die sich's blutsauer werden ließ, um dem Jungen die gute Schule zu ermöglichen. Sie ahnte nichts von den Leiden, die ihr Kind dort still und gelassen ertrug, denn er klagte nie. Auch nicht beim Lehrer.

Aber heute war sein Herz voll Seligkeit und die ganze Klasse war mit ihm freudig erregt, so daß er nicht ein einziges Mal gehänselt wurde. Doch er hatte ja auch eine neue Jacke an, eine braunschwarze Samtjacke, aus Mutters altem Mantel, und ein Paar braune Schuhe, die die Mutter erst gestern beim Regierungsrat alt erstanden hatte. Aber Eutypold von Rhon würde die nicht wiedererkennen, so schön hatte er sie gebräunt und blank gemacht. Die Jacke war sehr warm jetzt im Hochsommer, aber was tat's, sie war fein! Und war schöner als die Jacke von irgend einem anderen Jungen, und Karlchen war stolz darauf! Und rote Backen mußte er haben, denn er glühte vor Erregung und er fühlte, wie heiß seine Wangen waren.

Schulausflug! Nach dem Eidecksee! Man war fröhlich und übermütig und erwartungsvoll in der Klasse, doch einzelne sagten: „Wenn der Lehrer nur heute nicht zu spät kommt!“ Aber ihr Bedenken wurde nidergelacht, denn eben tauchte des Gewaltigen lange Gestalt in der Tür auf. Und dann ging's los!

In der hellgekleideten Knabenschar stach des Karlchen mageres Figürchen im dunklen Samtkittel sonderbar ab, aber es war doch keiner glücklicher und stolzer als er. Weil er mit dabei sein durfte. Weil seine Mutter ihm das erste Mal die eine Mark bewilligte, die jeder Teilnehmer zu zahlen hatte, weil er schön angezogen war und vor allem, weil er neben dem Lehrer gehen durfte, als der einzige, der keinen Freund besaß. Und all seine Schüchternheit verlor sich.

„Trinken wir auch Kaffee, Herr Lehrer?“ fragte Karlchen gleich im Anfang der Reise.

„Gewiß“, antwortete der freundlich; „im Dorf Windeck gibt's feinen Kaffee und süßen Kuchen.“

„Kaffee? Richtigen Kaffee?“

Der Lehrer lachte. „Richtigen Kaffee. Ist denn das so was Seltenes?“

„Ich habe noch nie welchen getrunken, wir nehmen immer Malzkörner.“

„Das ist auch gesünder für Kinder! Doch heute gibt's eine Ausnahme. Da sollst du also zum ersten Mal den braunen Trank der Levante kosten. Ich bin neugierig, wie er dir schmecken wird.“

„Ach, ich weiß schon, daß er mir großartig schmecken wird. Was teuer ist, schmeckt immer am besten!“

Der Lehrer belustigte sich an dem Flugrednerischen Karlchen und sprach auch ferner mit ihm, da die anderen Buben alle mit sich und ihren Freunden zu tun hatten. Und der kleine verschüchterte Junge wurde immer zutraulicher, bis er sich endlich ein Herz faßte und mit einer Frage ganz urplötzlich, überlaut aus Schreck über seine eigene Kühnheit, herausplatzte: „Warum mögen mich die anderen Jungs bloß nicht leiden?“

„Ach, Einbildungen, Karlchen, warum sollen sie dich nicht leiden mögen!“

„Ach, das ist keine Einbildung — vielleicht, weil ich so klein, so schwach und — — und arm bin.“

Der Lehrer klopfte ihm tröstend auf die Schulter. „Sei kein Narr, Karlchen — ob arm oder reich, danach fragen die nicht, sieh doch Peter Scholl an, wie er umringt ist von Freunden.“

„Er ist groß und stark“, sagte Karlchen altklug, „sie fürchten ihn. Aber ich — — sie sagen, ich bin feige, Herr Lehrer.“ schloß er dann aufatmend.

„Bist du denn feige?“ Ein prüfender Blick fiel auf den mageren kleinen Burschen.

„Ich weiß nicht. — Nur — — wenn sich zwei hauen — — ich kann das nicht sehen, dann lauf ich weg.“

Ein Weilschen gingen sie weiter schweigend hinter der schwappenden Schar, dann begann Karlchen wieder: „Was soll ich bloß tun, damit sie mich mögen?“

Der Lehrer fühlte die tiefe Herzensnot des Jungen, den er bisher nie recht beachtet hatte, weil er eben kein sonderlich guter, noch ein besonders schlechter Schüler war, und der ihn nun so vertraulich zum Mitwisser seiner Leiden machte. Darum nahm er seine Hand und sagte recht herzlich: „Vielleicht bietet sich für dich einmal Gelegenheit, den Beweis zu erbringen, daß du ein deutscher mutiger Junge bist — und kein Feigling, dann sollst du mal sehen, wie lieb sie dich haben werden.“

„Ich soll mich also mit ihnen hauen?“ fragte Karlchen schaudernd.

Sein Lehrer blickte beruhigend und ernst in seine entsetzten Augen. „Das ist nicht gerade nötig, es wird sich auch wohl sonst einmal Gelegenheit bieten, deinen Mut zu beweisen.“

Was war das für ein fröhlicher Tag! Es war nicht leicht für den Herrn Lehrer, eine so ausgelassene Bande immer beisammen zu halten und zu bändigen, aber schließlich fand sich doch immer alles zusammen. Topfschlagen, Reissenspiele, Wettlaufen, ach, was gab es nicht alles für lustige Spiele! Und dann kam das Kaffeetrinken. Karlchen machte ein ganz andächtiges Gesicht dabei, und Eutpold von Rhon, der, dessen abgelegte Stiefel er trug, reichte ihm ein großes Stück Kuchen hin. Ach, keiner neckte ihn heute, niemand quälte ihn, und er schob das alles in seinem Besitzstolz auf das Samtjäckchen, das er trug — über das er so glücklich war, trotzdem es ihn so entsetzlich schwinen machte.

Nach dem Kaffee zerstreuten sich alle im Walde. Eutpold von Rhon und sein Freund Fritz Klimmt aber konnten ihrer Abenteuerlust keine Zügel anlegen, sie mußten ein wenig an den See. Auf Umwegen natürlich, damit sie der Lehrer nicht beobachtete.

Leis, leis, wie die Indianer auf Kriegspfeilen, schlichen sie durch die Büsche, und endlich standen sie am Seeufer. Karlchen aber war ihnen gefolgt.

„Na, da bist du ja auch Kleiner,“ sagte Eutpold, „machst du mit?“

„Was denn?“ fragte Karlchen, sein Zagen ziemlich verbergend.

„Jur, irgend etwas Feines.“

Und nun suchten sie nach einem Gegenstand für ihre Unternehmungslust.

Das Ufer lag einsam, vom hellsten Nachmittagslicht durchsonnt, in friedlichster Ruhe, niemand hörte und sah von dem Treiben der Kinder. Die Wellen plätscherten leise und müde ans Land und lockten unaufhörlich hinaus auf den großen freien Windeckersee. An Karlchen ging ihre Sprache ungehört verloren, Fritz aber stöhnte vor unterdrücktem Tatendrang. „Wenn wir doch ein Boot hätten!“

Es fand sich keins. Nur ein alter Waschober, noch halb voll Wäsche, die auf das Spülen im klaren Seewasser harrete, stand am Ufer bereit. Und dies kippelige Ding bemerken, aufjauchzen vor Wonne und es zu fröhlicher Fahrt klar machen, war eins. Ein Stück Waschlaine fand sich ebenfalls vor.

„Nun kam uns ja nichts passieren“, meinte Eutpold, das eine Ende um einen Pfosten am Ufer befestigend, das andere durch den Handgriff des Zobers schlingend.

„Kommst du mit, Kleiner?“

„Nein, nein,“ wehrte Karlchen, „ich warte hier, daß nichts passiert.“

„Feiger Kerl!“

Ach, das fraß wieder an Karlchens Herz! Wie hatte der Lehrer gesagt: beweisen, daß man Mut hat! — bewies man den dadurch, daß man auf solcher Nusschale auf dem See 'rumkippelte? Karlchen meinte, den Mut müsse man wo anders suchen, und voller Angst hielten seine Hände das Ende der Leine am Uferposten krampfhaft fest. Die beiden aber jodelten und juchheten in ihrem neu erfundenen Boote, sangen und sprangen in dem Dinge herum und verhöhnten den ängstlichen Kleinen am Ufer.

Hin und her wippte der Bottich, nach rechts und links, je nachdem die tollern, übermütigen Knaben herumtobten. Karlchen aber betete. Betete, daß Gott seine kleinen Peiniger bewegen möchte, ans Land zu kommen, und er rief ihnen mit einer Stimme, in der seine lodernde Kraft zitterte, flehend zu: „Steht doch still, ich will euch an das Land ziehen, es sieht so ängstlich aus! Steht doch still!“

Aber nur toller und wagemutiger wurden die Seefahrer, immer wilder tanzte das Boot nach links und rechts, bis plötzlich das Entsetzliche geschah — der Zober umkippte, die beiden Knaben in den Fluten verschwanden und das unglückselige Fahrzeug kieloben auf dem See schaukelte.

Ein wildes Erschrecken hielt sekundenlang Karlchens Herz umkrampft, dann aber stieß er einen gellenden Hilferuf aus und sprang ohne Besinnen in die Fluten des Sees, den Verunglückten zur Hilfe.

Er konnte nicht schwimmen, aber das bedachte er nicht, dachte nicht an sein neues Jäckchen. Auch nicht an dem Beweis seines Muts war ihm gelegen, nur helfen wollte er, helfen, retten! An der Leine hielt er sich fest, immer spähend, ob nicht die blonden Köpfe der Knaben auftauchten. Und endlich, endlich — das war Eutpold! Er ergriff ihn an seiner Lockenmähne und zerrte ihn zu der rettenden Leine, die der fast Bewußtlose instinktiv umklammerte und festhielt. Aber Karlchen spähte weiter, und da — da war Fritz. Er ergriff seine Hand, die mit gekrümmten Fingern nach oben langte und — hielt sie — hielt sie.

Auf Karlchens gellende Hilferufe hatte der Lehrer mit seinen Jungens, die schon auf dem Wege zum See waren, seine Schritte beschleunigt. Das Furchtbare sehen, sich der Jacke und Stiefel entledigen und die drei fast Bewußtlosen an das Ufer bringen, war für den künftigen Schwimmer ein leichtes.

Fritz und Eutpold erholten sich bald, das arme kleine Karlchen aber, dessen schwächlicher Körper solchen Anstrengungen nicht gewachsen war, mußte ihren Leichtsin mit einer böartigen Lungenentzündung wochenlang büßen.

Als er dann nach vielen Wochen wieder zum ersten Mal in die Schule kam, wurde er wie ein Held empfangen. Auf seinem Plafte lagen Blumen und liebe kleine Geschenke. An der Wandtafel aber stand von ungelinker Knabenhand geschrieben: „Hoch klingt das Lied vom braven Mann!“



Wie unsere Vorfahren den Zucker kennen lernten.

Von Dr. Johannes Kleinpaul.

Seit der Weltkrieg mit seinen zahlreichen Verordnungen über den Verkauf der notwendigsten Nahrungsmittel hat so recht gezeigt, eine wie große und schier unentbehrliche Rolle der Zucker heutzutage auf dem Gebiete der Volksnahrung spielt. Nicht alle aber wissen, daß er diese Bedeutung erst der Entdeckung des Berliner Chemikers Marggraf verdankt, der um die Mitte des 18. Jahrhunderts den Nutzen der Zuckerrübe erkannte und damit die Grundlage für die gewaltige Zuckerindustrie schuf, die im vorigen Jahrhundert in allen Ländern Europas emporblühte. Vorher wurde der Zucker aus dem Zuckerrohr gewonnen, und noch früher war der Honig der gebräuchlichste Süßstoff. Namentlich um den Birkensaft (Märzwasser) genießbar zu machen, und zur Metbereitung wurde er benutzt. Durch Pytheas von Massilia erfahren wir, daß die Verwendung des Honigs zur Metbereitung bereits zur Zeit Alexanders des Großen bei den Griechen an der Emsmündung üblich war. Und aus den Anfängen der sächsischen Geschichte kennen wir die Erzählung, daß sich die Frauen auf der Burg Meissen im Zeitalter Heinrichs des Städtebauers der Angriffe der Avarn erwehren, indem sie heißen Met auf die Belagerer heruntergossen. Schon vorher, im Jahre 868, labten sich die auf dem Konzil zu Worms versammelten hohen geistlichen und weltlichen Herren mit Met. Im Jahre 1299 wird er auch in Frankfurt a. M. zuerst erwähnt, noch im Jahre 1405 wurde es in Dresden erlaubt,

Met zu schenken. Zu dieser Zeit wurde der Met vielfach auch schon mit Bier oder Wein veredelt; als im Jahre 1486 die Bierbrauer zu Frankfurt a. M. angingen, Honig in das Bier zu tun, fragte der Rat bei den Ärzten an, ob das der Gesundheit nicht schädlich sei; damit wandte man sich gerade an die rechte Schmiede, denn der Stadtarzt braute selbst!

Nach als sonstige süße Würze vertrat der Honig zuerst die Stelle von Zucker und Sirup. Schon bei Albert von Stade findet sich im Jahre 1025 die Aufzeichnung: „ut canonicis in diebus domesticis unicuique detur melitae copia“. So beim Kuchenbacken. Besonders geht eines der bodenständigsten Gewerbe im alten Nürnberg, die weltberühmte Nürnberger Lebkücherei, unmittelbar auf die Bienenzucht zurück. In dem ausgedehnten Reichswalde, der sich heute noch wie ein meilenbreiter grüner Gürtel um die Stadt Nürnberg legt, blühte im Mittelalter die Bienenzucht in dem Maße, daß sie von Tausenden betrieben wurde, und daß man den Wald „des heiligen römischen Reiches Bienenwald“ nannte. Die Honigwaren waren daher auch in früher Zeit ein außerordentlich wichtiger Handelsgegenstand. Als König Johann von Böhmen die Stadt Pilsna im Jahre 1320 mit der Stapelgerechtigkeit begnadigte, wurden in der Zolltäre Dresdener Lächer mit 1 Pfennig, Honigwaren aber mit 14 Pfennig angelegt. Wie die Handwerker in den Städten in ihren Innungen und Zünften, so taten sich auch die Imker (Norddeutschland) und Seidler (Süddeutschland) zu Genossenschaften zusammen, die zum Teil bis in verhältnismäßig späte Jahrhunderte fortlebten. Im Jahre 1398 gab beispielsweise die Seidlergenossenschaft zu Görlitz noch ihr Seidlerrecht heraus, und im „Ehrenzettel Reichswald“ blieben die Verhältnisse der alten Bienenwälder bis zum Ende des 18. Jahrhunderts bestehen; noch vom Jahre 1799 datiert ein Bericht über das letzte zu Feucht, einem Orte bei Nürnberg abgehaltene kaiserliche Seidlerrecht. Die Seidelgüter wurden nach Lehnrecht verliehen und ihre Abgaben bestanden natürlich aus Wachs und Honig. Später wurde daraus „Wachs- und Honiggeld“. Wie hoch die Bienenpflege aus allen diesen Gründen bei unseren Vorfahren in Ansehen stand, beweist der außerordentliche Schutz, den die Bienen und Beuten überall genossen; wer Honig verfälschte, wurde mit dem Tode bedroht. Andererseits sicherte ein Tropfen Honig den Kindern das Leben, — in jener früher Vorzeit, als die Neugeborenen noch von der Mäusung bedroht waren, so lange sie noch nichts genossen hatten.

Der Zucker wurde bei uns zuerst durch die Kreuzzüge bekannt. In der Gegend von Tripoli fanden die Kreuzfahrer das Zuckerrohr, das sie bezeichnenderweise zuerst „Honigrohr“ (canna mellis) nannten. Infolge der Umständlichkeiten des weiten Verkehrs war der Zucker aber lange so außerordentlich teuer, daß er als Vollnahrungsmittel überhaupt nicht in Frage kam. Im 13. und 14. Jahrhundert kostete der Zentner Zucker auf unsern größten Märkten nach unserm Gelde 800 bis 1600 Mk. Zu Anfang des 15. Jahrhunderts zahlte man in Danzig für ein Pfund Zucker 5 Mk. und in Wien sogar 7 Mk., im Jahre 1540 kostete das Pfund in Freiburg 6.50 Mk., im Jahre 1540 in Lüneburg und in Nürnberg 4.50 Mk. Noch vor hundert Jahren, während der Kontinentalperre gegen England, kostete das Pfund Zucker in Hamburg 6 Mk. und im Binnenlande mußte vielfach das Doppelte dafür gezahlt werden; damals wurde er, weil der Seeweg verschlossen war, von Griechenland her mit Tragtieren und Wagen auf dem Landwege durch Serbien und Ungarn nach Deutschland eingeschmuggelt. Infolge dieser Verhältnisse lernten die Minderbemittelten den Zucker bis in die neueste Zeit eigentlich nur als Arznei oder sonstige Apothekerware kennen. In den mittelalterlichen Apotheken fand der Zucker — wie früher der Honig — eine so ausgedehnte Verwendung, daß das Sprichwort aufkam:

Ohne Zucker, Wachs und Wein
Kann man kein Apotheker sein.

Für und wider alles mögliche sollte er angeblich helfen, sogar den Rauch von gebranntem Zucker sollte man gegen den Schnupfen oder „Nagppfussel“ in die Nase gehen lassen. Am liebsten aber, und am allgemeinsten genoss man ihn auf gewöhnliche Weise, da denn die Apotheker die wunderbarsten und wirksamsten Formen als Penid- oder Gerstenzucker, Rosenzucker, Zitronenzucker und Violenzucker herzustellen verstanden. Ein rechter Apotheker war eben gleichzeitig Konditor, und vielfach kamen die Pissendreher der guten alten Zeit überhaupt vom Zuckerbäckergewerbe her. So wurde im Jahre 1484 die älteste Apotheke in Dresden, die Marienapotheke am Altmarkt, (die heute noch besteht, vom Landesherren als solche „befreit“ (privilegiert), nachdem sie vorher schon lange ein Krämerladen gewesen war, wo man Safran, Wachs und Honig kaufen konnte. Und zum Schutze der bereits im Jahre 1294 bald nach Gründung der

Stadt entstandenen Freiburger Apotheke (der ältesten in Sachsen) verordnete im Jahre 1475 der Rat, „daß Niemand Confect und andere Waren, die in die Apotheke gehören, verkaufen solle, ohne in Jahrmärkten und Ablassen; Würze möge der Apotheker verkaufen wie andere Krämer, hingegen aber soll er die Stadt mit Siegelwachs und Dinten frei halten, soviel der Rat bedarf.“ Noch im Jahre 1559 beschwerte sich die Witwe des älteren (früheren) Dresdener Apothekers Barthels, daß sich Joh. Eißberger (irgend ein unangenehmer Konkurrent) unterstehe „Confection, geworfenen Zucker und anderes, so Inn eyner Apotheke gehörig, zu machen und feil zu haben,“ und der Kurfürst „Vater August“ befahl durch Reskript vom 3. Februar, es ihm wegzunehmen. Konditoreien gab es also damals noch nicht.

In Dresden entstand auch die erste Zuckersiederei auf deutschem Boden. Mit dieser Gründung ging es, wie fast bei allem Neuen, nicht ohne Schwierigkeiten ab. Diese hier aber waren besonders seltsamer Art. Im Jahre 1586 erwarb eine unternehmende Frau Barbara Kauscherin zu Dresden ein Privilegium auf sechs Jahre, Zucker zu sieden. Nach Ablauf dieser Zeit suchte sie um Erneuerung nach. Doch da glaubte der Rat zu Leipzig, das wäre wider sein Stapelrecht und suchte es zu hinterreiben. Der Kurfürst erneute zwar das Privileg wieder, aber mit der Einschränkung, daß sie dasselbe „bescheidenlich und also gebrauche, daß dadurch der Stadt Leipzig nichts Nachteiliges zugefügt werde; vielmehr soll sie den Zucker, so zu Dresden raffiniert und gut gemacht wird, anhero (nach Leipzig) zur Niederlage die drei Märkte (Messen) zu verschaffen schuldig sein, alsdann mag sie ihres besten Gefallens denselben, wohin sie will, verhandeln. Auch das Mohl, woraus der Zucker gesetzt wird, soll sie nicht auf der Elbe (!) heraufführen lassen.“

— Man versagte also dieser unternehmungslustigen sächsischen Untertanin sogar den Vorteil des bequemen und billigen Elbhandelsverkehrs! —

Das „Raffinieren“ des Zuckers in den alten Zuckersiedereien geschah um deswillen, weil der Rohrzucker nach Europa in ungereinigtem Zustande gelangte, und es ging in der Weise vor sich, daß man ihn durch Erhitzen flüssig machte und in schmale Gefäße füllte, die unten spitz zuliefen. Die unreinen Bestandteile der Masse sammelten sich in der Spitze der Gefäße an; man öffnete dann einen dort befindlichen Hahn und ließ den Bodensatz ablaufen, bis ganz reiner Zucker zum Vorschein kam. Nach dem Erkalten und Festwerden hatte der Zucker die spitz zulaufende Form, die zur Bezeichnung „Zuckerhut“ Anlaß gegeben hat.

PO

Knacknuß.



Der Schildermaler.

Die ersten dreißig Einsender der richtigen Lösung dieser Aufgabe sollen in einer der nächsten Nummern der „Illustrierten Kinder-Zeitung“ genannt werden. Einsendungen, die nach Mittwoch dieser Woche eingehen, werden unter keinen Umständen berücksichtigt.

Kinderwünsche.

Von Klara Schelper, Wiesbaden.

1. Das Bübchen.

Wenn ich groß bin, werd' ich Vater
Und hab' solchen langen Rock,
Und dann han' ich meine Jungens
Alle mit so 'n großen Stock.

Leutnant bin ich nebenbei noch
Oder Hauptmann — das wird fein!
Und die dämlichen Soldaten
Sperr' ich alle ein.

2. Das Mägdlein.

Wenn ich groß bin, werd' ich Mutter.
— Vierzehn Kinder wünsch' ich mir!
Gehn wir alle dann spazieren,
Sucht sich jeder um nach mir.

Alle Tage bac' ich Kuchen,
Kinder muß man gut erziehen!
Und ist eins mal krank geworden,
Gibt's nur süße Medizin.

Und sie kriegen seidne Kleider,
Schön mit Spizen! — Das wird fein,
Und ich seife alle Tage
Meine vierzehn Kinderlein.

Die Möweninsel.

In dem südlich von Sagan in Niederschlesien am Bober und an der Bahnlinie Berlin-Sagan-Liegnitz-Breslau gelegenen Städtchen Mallmitz besitzt der weltberühmte Kommandant unserer „Möwe“ Graf Dohna, sein Schloss, in dem er nach der Rückkehr von seinen kühnen Zügen der wahrlich wohlverdienten Ruhe pflegt. Die Eisenbahnlinie, an der Mallmitz liegt, ist eine der bedeutendsten Weltverkehrsleitungen, die auch der Balkanzug befährt. Südlich von Mallmitz eilt der Balkanzug an einer anderen Möwen-Verühntheit vorbei, die schon lange vor dem Kriege als solche weithin bekannt war. Hierbei handelt es sich aber um wirkliche Möwen und um den einige Kilometer südlich von Liegnitz gelegenen, etwa 110 Hektar großen Kunitzer See, in dessen Mitte sich eine kleine Insel befindet, die einer Anzahl von Möwen als Etablisse und als Brutstätte dient. Die Umgegend des Kunitzer Sees ist von einer großen Schar von Möwen bevölkert, die auf den Äckern ihre hauptsächlich aus Insekten und Würmern bestehende Nahrung zusammensuchen und die gar häufig dem Pfluge des Landmannes folgen und emsig allem Getrie nachspüren, das beim Umpflügen des Aekers an die Oberfläche gebracht worden ist. Diese Möwen sind also keine Meervögel, wenn sie auch während des Winters das Meer aufzusuchen pflegen; sie gehören sämtlich der Gattung *Larus ridibundus*, Eademöwe, an, die diese Bezeichnung ihrem durchdringenden, einem kreischenden Lachen ähnlichen Geschrei verdankt und die auf dem Lande überall dort anzutreffen ist, wo ihr Seen und Teiche das Brutgeschäft ermöglichen. Die Insel im Kunitzer See ist gänzlich unbewohnt, in ihrem etwas erhöhten gelegenen mittleren Teile reist sich ein Möwenneest an das andere. In der Zeit von der zweiten Hälfte des Monats April an bis Ende Mai wird die Insel jeden zweiten Tag von Leuten, die im Dienste des Besitzers der Insel, eines benachbarten Gutsbesizers, stehen, nach Möwenneestern abgesehen. Von der Menge

der auf der Insel nistenden Eademöwen kann man sich einen Begriff machen, wenn man erfährt, daß dort bei jeder Sammlung 1500 bis 2000 Eier gefunden werden. Wenn sich die Eierfischer der Insel nähern, fliegen alle Möwen eiligst auf, und ein Teil von ihnen läßt sich unter Geschrei auf dem Wasser nieder; nach dem Weggang der Leute kehren die Vögel wieder. Hat das Eierfischen Ende Mai seinen Abschluß erreicht, so darf niemand mehr die Insel betreten, die Möwen können daher völlig ungestört ihrem Brutgeschäft obliegen. Nur im Winter ist es Schlittschuhlaufen möglich, über den zugefrorenen See nach der Möweninsel zu gelangen. Die Eademöwe hat die Größe einer Taube; ihre Farbe ist weiß, an Kopf und Vorderhals ist sie rufbraun, der Mantel hellgrau. Der Schnabel und die Füße sind rot. Die in der Färbung den Kiebitzern ähnlichen Eier werden von Feinschmeckern sehr geschätzt und erzielen namentlich in der jetzigen Zeit recht ansehnliche Preise. Die Möweninsel im Kunitzer See wirft also ihrem Besitzer eine recht ansehnliche Einnahme ab.



Sonderbare Schiffsunfälle.

Schiffsunfälle, deren Ursachen rätselhaft waren, ereigneten sich auch vor dem Kriege, allerdings in ziemlich großen Zwischenräumen, in letzter Zeit hat sich aber die Zahl derartiger merkwürdiger Vorkommnisse erheblich vermehrt. Von solchen Unfällen erhält man manchmal überhaupt keine nähere Kunde, da oft niemand von der Besatzung zurückkehrt und das betreffende Schiff dann einfach als verschollen bezeichnet werden muß. Bei den merkwürdigen Schiffsunfällen der letzten Zeit, von denen der Prometheus zu erzählen weiß, sind aber die Besatzungen gerettet worden, so daß man über den Grund der Schiffsuntergänge wenigstens Vermutungen zu äußern vermochte. Die norwegischen Dampfer „Rollon“ und „Rayton Dixon“ z. B. sind beide Ende Oktober vergangenen Jahres mit ihrer Kohlenladung gesunken. Die genannten Schiffe standen schon ziemlich lange im Dienst und hatten meistens Kohlenladungen gefahren. Man vermutet, daß eine unrichtige Verteilung der Ladung das Kentern verursachte, da jetzt in den englischen Kohlenhäfen großer Mangel an geschulten Trümmern herrscht. Merkwürdiger erging es dem schwedischen Dampfer „Pauline“, der in der Nähe von Stockholm kenterte, dann aber, als die aus Holz bestehende Deckschiff abgerutscht war, sich umverkehrt wieder aufrichtete, aber trotzdem hatte ein Teil der Mannschaft das Leben dabei einbüßen müssen. Als das Schiff später nach Stockholm gebracht worden war, konnte das Geheimnis des Kenterns aufgeklärt werden. Die im untersten Teil des Laderaumes befindlichen 16 Tonnen Chemikalien hatten sich infolge zufälligen Eindringens von ganz geringen Wassermengen aufgelöst und dadurch war die

Stabilität des Schiffes beschädigt worden, so daß beim Neigen nach einer Bordseite die Holzladung auf dem Deck ein Übergewicht verursachte. Drei andere schwedische Dampfer, gute moderne Schiffe, die mit Erz geladen waren, hinterließen überhaupt keine Spuren, sie sind mit Mann und Maus verschollen.

Zur Geschichte des Drahtverhaues.

Wenn auch die heute im Felde gebrauchten Drahtverhaue in ihrer jetzigen Form ein Erzeugnis moderner Technik sind, so zeigt doch ihre Entwicklung bis in eine weite Vergangenheit zurück. In einem Schriftstück, das, nach einer Mitteilung des Corriere della Sera, der italienische Gelehrte Rinaldo Beretta im Archiv der Morbisammlung in Mailand entdeckt hat, wird berichtet, daß bereits zu Ende des 13. Jahrhunderts einzelne italienische Festungswerke mit einem ganzen Netz von Dornen und stacheligen Zweigen umgeben wurden. Wenn die Zweige vertrockneten und die Dornen abfielen, wurden sie regelmäßig durch neue ersetzt. Bald wurde das System verbessert, indem man Pflockreihen dicht mit Dornenzweigen verband. Mit dem Ersetzen der Dornenzweige war die Landbevölkerung beauftragt, die in bestimmter Reihenfolge eine Anzahl Leute zur Instandhaltung dieser halb natürlichen Drahtverhaue zu stellen hatte. So könnte gewissermaßen auch behauptet werden, daß es vor sieben Jahrhunderten bereits eine Art von Zivildienstpflicht gab. Allerdings nahm man es damit nicht allzu genau, denn wer sich der Pflicht entzog, hatte nur mit einer Summe zu büßen, die in unserer heutigen Währung ungefähr 60 Pfennig entspricht.

Buchbild.



Ort, wo ist das Frauchen?

Auflösung der Aufgabe

„Was sagt der Astrologe“ in Nr. 6.

Man liest erst von links nach rechts jeden dritten Buchstaben, dann die übrigen, und erhält: „Wage weise zu sein“